

Heiner Keupp

Vortrag bei der Fachtagung „Teile-Habe-Nichtse. Integrationspotentiale kultureller Bildung“ am 15. Februar 2007 in Magdeburg

Zusammenfassung

Partizipation ist eine zentrale Rahmenvoraussetzung für produktive Projekte der Identitätsarbeit in einer spätmodernen Gesellschaft. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass es keine dauerhaften und stabilen Bezugspunkte für die individuelle Lebensführung gibt. Identitätsarbeit kann heute nicht als Übernahme von traditionellen kulturellen Entwurfsschablonen gelingen, sondern erfordert einen aktiven Prozess identitärer Passungsarbeit. Projekte des bürgerschaftlichen Engagements lassen sich als bedeutsame Formen dieser Passungsarbeit ansehen. In ihnen werden zivilgesellschaftliche Schlüsselqualifikationen als Basiskompetenzen der Lebensbewältigung erworben. Daraus folgt, (1) dass Partizipation nicht nur als eine „Schönwetterkür“ angesehen werden darf, sondern als eine „Verwirklichungschance“ für gelingendes Leben und (2) dass die reale gesellschaftliche Ungleichverteilung dieser Ressource durch Empowermentstrategien zu verändern ist.

Der 10. Kinder- und Jugendbericht hat klare Grundsätze für die Beteiligung von Heranwachsenden geschaffen. Dort werden Heranwachsende, Kinder und Jugendliche, als „Subjekte“ benannt und das heißt: „Nur weil Kinder Subjekte sind und sich in ihrem Subjekt-Sein entfalten, können Kinder zu aktiven Mitgliedern in Beziehungen und Gruppen, in Institutionen und der Gesellschaft werden“ (1998, S. 288). An anderer Stelle wird festgestellt: „Dann, wenn Kinder sich als Subjekte selber mit dem auseinandersetzen können, was ihre Gesellschaft ihnen an Kultur vermachen will, sehen wir die Wahrscheinlichkeit als am höchsten an, dass die nachwachsende Generation aus einer Haltung innerer Autonomie kritisch-einfühlsam übernehmen und weiterführen wird, was die Erwachsenen ihr anbieten. (...) Auf diesem Grundgedanken beruht auch das Vorhaben, Kinder an der Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse zu beteiligen, soweit immer es möglich erscheint“ (S. 18).

Die Bundesregierung hat nach der Wahl 1998 das Thema Partizipation aufgenommen und 1999 den Auftrag „Modelle gesellschaftlicher Beteiligung

von Kindern und Jugendlichen“ an das Deutsche Jugendinstitut vergeben. Außerdem ist eine Bundesinitiative „Beteiligungsbewegung“ entstanden. Die Ministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend stellt im Vorwort der Broschüre „Partizipation – ein Kinderspiel?“ fest: „Mir ist ... eines besonders wichtig: Beteiligung ist überall möglich und erforderlich, wo Kinder und Jugendliche leben; sie ist möglich in allen Altersstufen und mit allen Kindern“ (in Bruner, Winklhofer & Zinser 2001, S. 5). Im 11. Kinder- und Jugendbericht wird das Partizipationsthema in seiner Verbindlichkeit noch weiter zugespitzt: Kinder und Jugendliche „erheben zurecht einen Anspruch darauf, dass ihre Formen gesellschaftlichen Engagements nicht lediglich aus einer Defizitperspektive betrachtet, sondern als ihr spezifischer Beitrag zur Gestaltung des Gemeinwesens anerkannt werden. Es geht schließlich um die Gestaltung ihrer eigenen Zukunft. Maßnahmen zur Stärkung der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen dürfen sich deshalb nicht auf die symbolische Ebene beschränken“ (11. Kinder- und Jugendbericht 2002, S. 48).

Und schließlich liefert auch der 12. Kinder- und Jugendbericht, der im letzten Jahr veröffentlicht wurde, eine Fülle programmatischer Anknüpfungspunkte. Ich beschränke auf das Thema der „kulturellen Partizipation“. Dort heißt es: „Kulturelle Partizipation befördert die Bereiche der Rezeption, der Kommunikation und der Produktion. Die kulturell bezogenen Lern- und Erlebnisorte vermitteln einen vielfältigen Erwerb entsprechender Kompetenzen (instrumentell, kulturell, sozial, personal). Die jeweiligen kulturellen Inhalte und Angebote stellen für Kinder und Jugendliche eine Bandbreite von Handlungsmöglichkeiten, Lebenskonzepten und Lebensmodellen sowie Antworten auf Fragen nach Welterklärung und Lebenssinn zur Verfügung. Kinder und Jugendliche interessieren an diesen Orten jedoch nicht nur die kulturellen Angebote, sondern auch und im Besonderen die Begegnung mit anderen Kindern und Jugendlichen. Dabei werden kommunikative Prozesse in Gang gesetzt (z.B. der Austausch von Eindrücken, Meinungen und Kritiken). Die gemeinsamen Erfahrungen fördern das Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl. Kinder und Jugendliche haben ferner eine hohe Bereitschaft zum emotionalen Miterleben sowie zur Identifikation (aufgrund der Nachvollziehbarkeit von Situationen oder des Auftretens entsprechender Identifikationsfiguren). Die kulturellen Orte des Lernens und (Mit-)Erlebens repräsentieren schließlich Öffentlichkeit, denn ein erheblicher Anteil der kulturellen Arbeit basiert auf ehrenamtlichem Engagement von Kindern und Jugendlichen sowie Erwachsenen“ (2006, S. 230).

In solchen programmatischen Formulierungen wird der hohe Stellenwert sichtbar, den Fachleute aus der Jugend- und Jugendhilfeforschung dem Thema Partizipation einräumen. Es wird auch deutlich, dass es hier nicht nur um ein paar Freiräume geht, in denen Heranwachsende im Sinne der klassischen Schülermitverwaltung eine Art Partizipation light angeboten bekommen und wenn es wirklich ernst wird, erfolgt dann doch wieder eine Regulation durch ein Top-down-Modell.

Wie kommt man zum bürgerschaftlichen Engagement?

Zunächst zu der Frage, wie Menschen eigentlich einen Weg ins bürgerschaftliche Engagement finden? Das klassische Ehrenamt, vor allem die mit ihm verbundenen Positionen hatten den Charakter einer Karriere mit berechenbaren Aufstiegschancen oder gar einen dynastischen Charakter. In meinen ersten Engagements war es wie eine Art familiärer Thronfolge: Meine älteren Geschwister waren die Leiter der evangelischen Jungenschar im fränkischen Heimatdorf. Wenn dann das Abitur bewältigt war und das Studium zum Verlassen des Dorfes zwang, wurde die Jugendleiteraufgabe an die nächst Jüngeren in der Altershierarchie weitergereicht. Im Posaunenchor gab es einen ähnlichen Ablauf. Als Jüngster in meiner Familie durfte ich mit dem Tenorhorn einsteigen. Es war kein Führungsinstrument – im Unterschied zu 1. Trompete oder Tuba, die meine älteren Brüder spielten. Es war ein echter „Aufstieg“ in der Hierarchie des Posaunenchores, als ich das Flügelhorn meines Bruders übernahm und damit war ich ein „Führungsspieler“. Abweichend war eigentlich nur mein Karrieresprung im Turnverein. Dort waren die Ämter besonders dynastisch angelegt: Der 1. Vorsitzende hat fast ein halbes Jahrhundert „geherrscht“ und sein Nachfolger auch mehr als zwei Jahrzehnte. Aus Mangel an geeigneten Kandidaten wurde ich mit 17 zum Oberturnwart gewählt und das hatte sicher mit meinem Gymnasiastenstatus zu tun. Es stand nämlich eine 100-Jahrfeier an und da brauchte man wohl jemanden, der des Schreibens und Organisierens kundig war. Untypisch an meiner Karriere im Turnverein waren der schnelle Sprung nach oben und die kurze Befristung. Mit 19 Jahren habe ich meine Tätigkeit als Oberturnwart aufgegeben, das Studium führte mich in die fremde Großstadt. Das war also schon eine vorweg genommene Version des projektförmigen Engagements.

Was kann ich aus diesen eigenen Urfahrungen für unser Thema folgern? Aus spezifischen Milieus ist man mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in Ehrenamtspositionen gekommen. Diese Milieus enthielten Modelle und Vorbilder und eine „einbettende Kultur“, in der es genügend Hinweisreize dafür gab, wie die Ämter auszufüllen waren. In den traditionellen Milieus gab es typische Karriereverläufe, auf die die nachwachsenden Generationen antizipatorisch hinsozialisiert wurden. Auch wenn man dann in den Ämtern noch einiges zu lernen hatte, war es doch im Ansatz vertrautes Wissen. Es gab „Schnittmuster“, nach denen die eigene Identität im ehrenamtlichen Bereich organisiert werden konnte.

Wenn wir gelegentlich etwas hochtrabend vom Paradigmenwechsel sprechen, in dem das „alte Ehrenamt“ durch das „bürgerschaftliche Engagement“ abgelöst würde, dann wird gerade unter dem fokussierten Blickwinkel einiges deutlich: Engagement folgt immer weniger diesen Schnittmustern und ebenso wenig verlaufen heute Identitätsentwicklungen in solchen vorgezeichneten Bahnen. Wenn die Sozialwissenschaftler die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse der Gegenwart als „disembedding“ beschreiben, dann meinen sie genau dieses. Die klar vorgezeichneten und verlässlichen Bahnen beruflicher, ehrenamtlicher und privater Lebensverläufe lösen sich immer mehr auf. Aus den Normalbiographien werden immer mehr Wahlbiographien. Helmut Fend (1988) charakterisiert diese neu entstehenden biographischen Muster unter anderem durch zunehmende "Freiheitsgrade des Handelns" und ebenso die "Erweiterungen von Möglichkeitsräumen" (ebd.). "Erweiterte Möglichkeiten bedeuten aber auch geringere Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. (...) Damit werden aber Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten" (1988, S.296). Diese Analyse kann man problemlos auch auf das Bürgerengagement übertragen. Mein alter Turnvereinsboss hatte klare Vorstellungen von meinem Amt als Oberturnwart und er gab mir unzweideutige Hinweise, damit ich diesen Vorstellungen auch entsprechen konnte. Was aber könnte Hinführung zum zivilgesellschaftlichen Engagement in der Spätmoderne heißen? Dies erfordert zum einen eine Klärung dessen, was wir unter Zivilgesellschaft verstehen wollen und zum anderen ist danach zu fragen, wie Menschen in einer solchen Gesellschaft ihr Leben organisieren und ihre Identität finden. Bürgerschaftliches Engagement vollzieht sich im Schnittbereich dieser beiden Fragen:

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen.

Hier schließt meine zweite Frage unmittelbar an:

Wo und wie erwirbt man die Schlüsselqualifikationen gelingender Lebensbewältigung?

Es geht offensichtlich um die Förderung und Vermittlung spezifischer Fähigkeiten, also um Bildungsziele. Wie können Bildungsprozesse einen förderlichen Einfluss auf die persönliche und berufliche Entwicklung eines Menschen nehmen? Welche Bedeutung haben dabei familiäre und schulische Formungsprozesse. Im heutigen Jargon ist nach der Relevanz formeller und informeller Lernprozesse zu fragen. Ich hatte kürzlich die Gelegenheit meinen eigenen Bildungsgang unter dieser Perspektive zu beleuchten. Mein Gymnasium feierte ihr 75jähriges Jubiläum und wollte von mir einen Beitrag zu seiner Festschrift. Also habe ich mich gefragt, was waren prägende Anteile des Schulcurriculums und der informellen Erfahrungsmöglichkeiten. Mit einem kurzen Ausschnitt möchte ich in mein Thema einführen.

Es ist für mich relativ klar, welchen Anteil meine Herkunftsfamilie, eine Akademiker-Großfamilie im ländlichen Milieu, an meiner „Menschwerdung“ hatte. Diese familiäre Imprägnierung wirkt bis heute nach. Aber welche sozialisatorische Bedeutung hatte daneben die Schule? Als Fahrschüler, der ich in all den neun Jahren war, ist man im Schnitt 7 bis 8 Stunden täglich dem elterlichen Erziehungseinfluss entzogen und Schule wird in jedem Fall zu einer nachhaltig prägenden Sozialisationsinstanz. Aber welchen Anteil an diesen Prägungsjahren hat denn Schule selbst als ein Unterrichtssystem, das nach einem strukturierten Lehrplan Wissensbestände an Heranwachsende vermittelt? Wie stark sind denn meine nächsten Sozialisationsstadien wie Studium und Beruf durch das schulische Curriculum geprägt worden? Ich kann diese Frage nicht für alle Gymnasiasten beantworten, denn ich habe sie nie zu meinem Forschungsthema gemacht. Ich kann sie nur aus eigener Erfahrung als – möglicherweise sehr untypischen - Einzelfall bedenken.

Bei meiner Fächerkombination von Psychologie und Soziologie ist die gestellte Frage ja noch schwieriger zu beantworten als bei jenen, die ihren späteren

Beruf genau so gewählt haben, dass ihre schulischen Leistungen einen geraden Pfad zu Studium und Beruf gebildet haben (z.B. die Mathe- und Physikkasse, die halt Mathe und/oder Physik studiert haben). Die Leistungen in welchen Fächern könnten denn eine günstige Prognose für Psychologie und Soziologie abgeben? Beim Nachdenken über meinen eigenen Weg bis hin zum Hochschullehrer hatten die informellen Bildungschancen einen großen Stellenwert. Meine Neugier auf soziale Beziehungen und Zusammenhänge sind an der Nahtstelle von Familie und Dorf entstanden und meine selbstbestimmte Leistungsbereitschaft hat sich im Sport entwickelt, allerdings auch mit einer wichtigen Schnittstelle zu meiner Schule.

Es war schon von dem großen Anteil die Rede, die der Sport in meinem Leben neben der Schule hatte. Aber er hatte auch in der Schule seine Bedeutung. In meiner Familie wurde viel Sport getrieben. An den Sonntagnachmittagen gab es im Sommer bei gutem Wetter Faustballturniere. Vater zeigte uns mit Bohnenstangen wie toll Speere durch die Luft segeln können. Gegenüber meinen älteren Brüdern waren meine Leistungen nicht der Rede wert. Dann gab es ein Schlüsselerlebnis für mich, einen Vereinswettbewerb im Dorf, der auf der Basis der Punktetabelle der Bundesjugendspiele durchgeführt wurde. Der CVJM-Mannschaft ist ein Leistungsträger ausgefallen und da musste ich als Lückenbüßer ran. Meine drei bzw. fünf Jahre älteren Brüder sind selbstverständlich schneller gelaufen, weiter gesprungen und haben weiter geworfen, aber meine Ergebnisse brachten mehr Punkte und trugen ganz wesentlich zum tollen Abschneiden der CVJM-Mannschaft bei. Meine Mutter erzählte mir später oft, wie meine älteren Brüder ganz überrascht waren: „Mensch, der Kleine!“

Das sportförderliche Familienmilieu war das eine, das eigene Talent zu nehmen und etwas daraus zu machen, war das andere. Ich wollte mein Kapital mehren, aber wer könnte aus dem leichtathletischen Talent einen echten Spitzenmann machen? Da war in meinem Dorf der Fußballer und Turner nicht viel zu holen. Das musste man schon irgendwie in die eigenen Hände nehmen. Und so habe ich mir Bücher zur Trainingslehre besorgt und eine Fachzeitschrift abonniert und jeden Tag trainiert. Gerade technische Disziplinen wie Kugelstoßen, Diskuswerfen und Speerwerfen erfordern sehr viel Training. Der Pfarrhof und die Wiese hinter unserem Garten waren meine Trainingsstätten und ich war mein eigener Trainer. Erfolge kamen in der Jugend B (bis 16) und setzten sich in der Jugend A (bis 18) fort und sie wurden wahrgenommen. Mein Großvater abonnierte die „Frankenpost“ zusätz-

lich zum „Selber Tagblatt“, weil dort die bessere regionale Sportberichterstattung war. Er wollte meine Erfolge schwarz auf weiß lesen. Das war Anerkennung. Bei der bayerischen Meisterschaft in Würzburg wurde ich von einem Konkurrenten von 1860 München gefragt, wer denn mein Trainer sei, antworte ich, das sei ich selber. Ungläubiges Staunen – auch das war Anerkennung. Bei den oberfränkischen Meisterschaften hatte ich im Kugelstoßen einen prominenten Konkurrenten aus Bayreuth: Wolf-Siegfried Wagner, einen Urenkel von Richard Wagner. Ein guter Leichtathlet, aber auch mit langen blonden Jahren ein Jung-Siegfried. Als er sich dann hinter mir einreihen musste, der ich mit Sportschuhen aus der DDR (ein Geschenk meiner Patentante) und ohne Claqueure gewonnen hatte, war das auch ein gutes Gefühl. Und Anerkennung gab es dann auch für den 17-Jährigen, den der TV 1860 Thierstein zu seinem Oberturnwart wählte, ein arbeits- aber auch privilegiertes Amt (schließlich durfte ich jetzt alle Mädchen- und Frauen turnstunden visitieren und mich mit „Hilfestellungen“ nützlich machen). In diesem Amt ist eine 100-Jahrfeier auszurichten gewesen, eine nicht unkomplizierte logistische Aufgabe, die an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit ging, die dann aber zu einem Erfolg wurde. Mein Sahnehäubchen war dann noch einer oberfränkischer Kugelstoßrekord bei meinem eigenen Turnfest, obwohl ich die Tage davor kaum zum Schlafen kam. Das war wieder so ein Meilenstein in meiner Entwicklung: Ein Jugendlicher nimmt etwas selbst in Hand, spürt das Vertrauen der Erwachsenen und holt sich aus dem Gelingen Motivation dafür, weiterzugehen. „Selbstsozialisation“ nennen das die Fachleute. Aber es geht nicht um den einsamen Cowboy, der sich allein durch die Prärie schlägt, niemandem vertraut und mit niemandem teilt. Es geht vielmehr um Lernprozesse, die nicht von Erwachsenen geplant und kontrolliert werden. Diese unterstützen im Hintergrund, sie trauen einem etwas zu und freuen sich mit. Sie vermitteln das wichtige Gefühl der Anerkennung, ohne das gelingende Selbstfindung sich nicht vollziehen kann.

Was zeigt dieser kurze Blick auf meine Biographie? Zukunftschancen für Heranwachsende werden offensichtlich nicht nur durch „formelle Bildungsangebote“ verteilt, sondern vor allem auch durch „informelle Bildung“, die sich im Alltag von Familien, Nachbarschaft, Kultur, Freizeit und Jugendarbeit vollzieht.

Von PISA, zu therapeutischen Feldern bis in Organisationsentwicklung hinein steht heute die Frage auf der Agenda, welche Lebenskompetenzen für eine souveräne Lebensbewältigung „an der Zeit“ sind. In einer individualisierten Gesellschaft, in der die Menschen ihre Biographien immer weniger in

den gesicherten Identitätsgehäusen der Berufsarbeit einrichten können, in der die traditionellen Geschlechterrollen ihre Façon verloren haben und in der Lebenssinn zur Eigenleistung der Subjekte wird, sind vermehrt Fähigkeiten zur Selbstorganisation in den sozialen Mikrowelten gefordert. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen, wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen. Sie müssen in der Lage sein, ein Berufsleben ohne Zukunftsgarantien zu managen, ihren individuellen Lebenssinn ohne die Vorgabe von Meta-Erzählungen zu entwickeln und eine Komplexität von Weltverhältnissen auszuhalten, die nur noch in Sekten auf ein einfaches Maß reduziert werden kann. Gefordert ist eine Perspektive der „Selbstsorge“ (wie Michel Foucault es genannt hat) oder eine „Politik der Lebensführung“ (so Anthony Giddens).

„Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Diese bildet den Sauerteig einer zukunftsfähigen Demokratie. Dieser entsteht nicht aus einem moralischen Kraftakt, der den hedonistisch gesonnenen Subjekten als Opfer und Verzicht abverlangt werden muss. Er wird

vielmehr aus einer Lebenspolitik der Selbstsorge erzeugt: Es ist nicht anstößig, sondern legitim und wertvoll gemeinschaftsförderliche Projekte aus eigenen Wünschen und Interessen heraus zu beginnen und voranzutreiben. Selbsthilfegruppen und die meisten Projekte bürgerschaftlichen Engagements gewinnen ihre Stärke und Vitalität genau aus einem solchen motivationalen Wurzelgeflecht.

Ziehen wir eine erste Zwischenbilanz: Die Konzepte Zivilgesellschaft und Identitätsarbeit verweisen aufeinander. Sie stellen auf der makro- und mikrosozialen Ebene die Frage danach, wie Menschen heute ihr Leben organisieren und ihre Identität finden sollen und welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sie dafür benötigen. Bürgerschaftliches Engagement vollzieht sich im Schnittbereich dieser beiden Fragen.

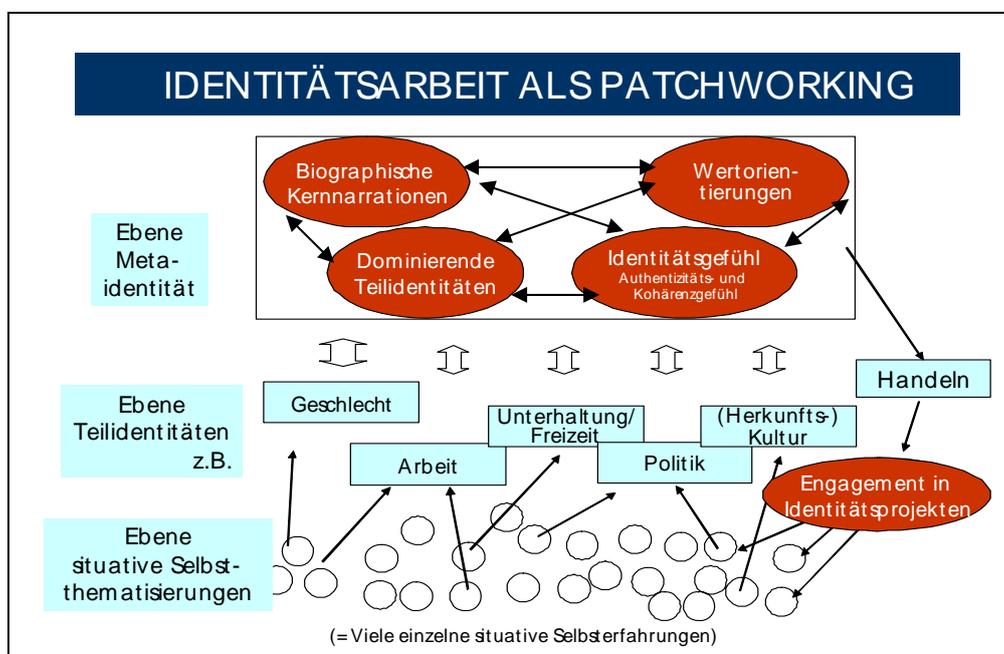
Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. Ein zivilgesellschaftlicher „Generationsvertrag“ setzt auf aktive Bildungschancen für Heranwachsende zum Erwerb von Schlüsselqualifikationen, die zur lebendigen Weiterentwicklung zivilgesellschaftlicher Lebensformen erforderlich sind.

IDENTITÄTSARBEIT IN DER SPÄTMODERNEN GESELLSCHAFT

Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier meine thesenartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen der individuellen Lebensführung die bis dato stabilen kulturellen Rahmungen abhanden kommen und sich keine neuen verlässlichen Bezugspunkte der individuellen Lebensbewältigung herausbilden. Gegenwärtig befinden wir uns in einer solchen Phase.

Meine These bezieht sich genau darauf:

Identitätsarbeit hat als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. In Projekten bürgerschaftlichen Engagements wird diese Fähigkeit gebraucht und zugleich gefördert. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.



Viele der neuen Anforderung an die individuelle und kollektive Identitätsarbeit sind längst in das „neue Sozialbewusstsein“ der Menschen eingesickert. Das zeigen Untersuchungen hinreichend. Das Leben im Beziehungsnetzwerk und die Prozesse der Selbsteinbettung sind zur Selbstverständlichkeit geworden.

Dieses „neue Sozialbewusstsein“ könnte einen wesentlichen Beitrag zur zukunftsfähigen Gestaltung unserer Gesellschaft leisten und leistet es in einer Vielzahl von Initiativen und Projekten bürgerschaftlichen Engagements, aber unser politisch-gesellschaftliches Gefüge hat sich noch längst nicht als „aktivierender Staat“ erwiesen und in vielen Projekten werden die Erfahrungen

gemacht, die Helmut Klages (2002) in seinem neuesten Buch „Der blockierte Mensch“ beschrieben hat. In der Enquetekommission zur „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ heißt es lapidar: „Anerkennung gehört zu den wichtigsten Formen der Förderung bürgerschaftlichen Engagements“¹. Wir brauchen keinen „Vater Staat“, der uns fürsorglich und obrigkeitlich sagt, was wir zu tun haben, sondern einen „ermöglichenden Staat“, der ermutigende Rahmenbedingungen schafft. Staatliches Handeln kann die in der „fluiden Gesellschaft“ nicht mehr als permanente Regulierung, sondern als Schaffung von Handlungsspielräumen und verlässlichen Ressourcen angelegt werden. Es geht um die Schaffung von kommunalen Infrastrukturen, die BürgerInnen, Politik, Verwaltung, Kirchen, Verbände und Wirtschaft zu innovativem Handeln ermutigt.

WELCHE RESSOURCEN BRAUCHEN HERANWACHSENDE ZUR PRODUKTIVEN LEBENSBEWÄLTIGUNG IN EINER SOLCHEN GESELLSCHAFT?

Was bedeuten solche grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen für Kinder und Jugendliche? Die 13. Shell-Studie hat gezeigt, dass immerhin 35% der westdeutschen und 42% der ostdeutschen Jugendlichen eher düster in die erwartbare Zukunft blickt. Und bemerkenswert finde ich, dass sich nur 21% gut auf zukünftige Entwicklungen vorbereitet fühlen. Die PISA-Studie hat die Heranwachsenden bestätigt. Es wird also zu fragen sein, welche Kompetenzen denn in einer Welt notwendig sind, deren lange Zeit (scheinbar) stabiler Grundriss aus den Fugen geraten und damit in hohem Maße krisenanfällig geworden ist – vielleicht sogar als Dauerzustand. Wer sich heute in Deutschland mit der Lebenssituation und den Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen beschäftigt und wer danach fragt, mit welchen Krisen sie konfrontiert sind und über welche Ressourcen zu deren produktiver Bewältigung sie verfügen, der wird dem Stichwort PISA nicht entgehen können.

Die Panik, die durch PISA ausgelöst wurde, hat deren Kern verfehlt. Bei PISA geht es um Basiskompetenzen für Lebensbewältigung in einer widersprüchlichen Welt des digitalen Kapitalismus, „Basiskompetenzen, die in modernen Gesellschaften für eine befriedigende Lebensführung in persönlicher und wirtschaftlicher Hinsicht sowie für eine aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben notwendig sind“ (Deutsches PISA-Konsortium 2001, S. 29). Vielmehr kommt es darauf an Heranwachsende in ihren Ressourcen so

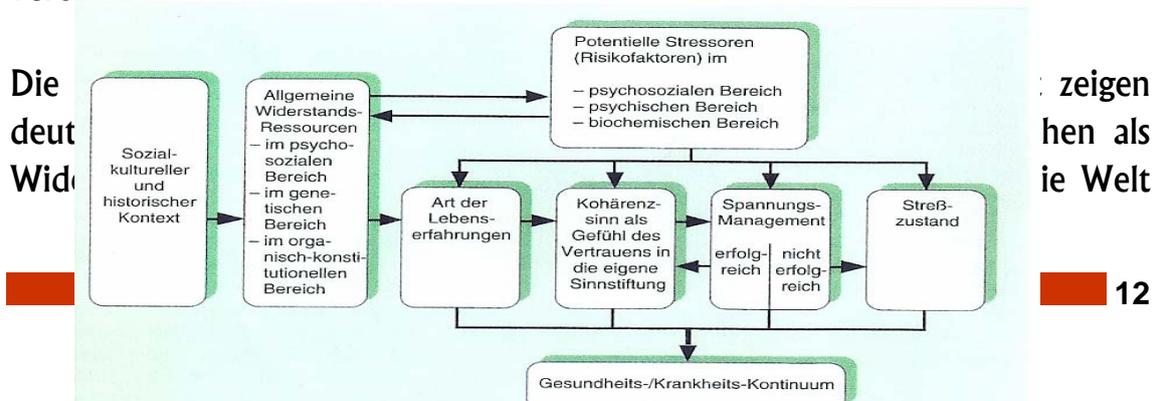
¹ Bericht der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ vom 02.06.2002, S. 127.

zu stärken, dass sie ihre eigene Identitätspassung finden. Diese Empowermentperspektive ist unabdingbar an verbindliche und umfassende Partizipation gebunden, die von Erwachsenen nicht als Gnadenerweis aus der politischen Dominanzkultur der Erwachsenen eröffnet, aber auch wieder genommen werden kann, wenn es dieser politisch nicht mehr opportun erscheint.

Welche Ressourcen benötigen nun Heranwachsende, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Weg in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die folgenden nennen:

❖ *Lebenskohärenz*

In einer hochpluralisierten und fluiden Gesellschaft ist die Ressource „Sinn“ eine wichtige, aber auch prekäre Grundlage der Lebensführung. Sie kann nicht einfach aus dem traditionellen und jederzeit verfügbaren Reservoir allgemein geteilter Werte bezogen werden. Sie erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft. Im Rahmen der salutogenetisch ausgerichteten Forschung hat sich das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) als ein erklärungsfähiges Konstrukt erwiesen (vgl. Antonovsky 1998). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind "symbolisches Kapital", also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.



zu verstehen und im Griff zu haben, neigen wesentlich weniger zu gewaltförmigem Verhalten oder zum Drogenkonsum.

❖ *Boundary management*

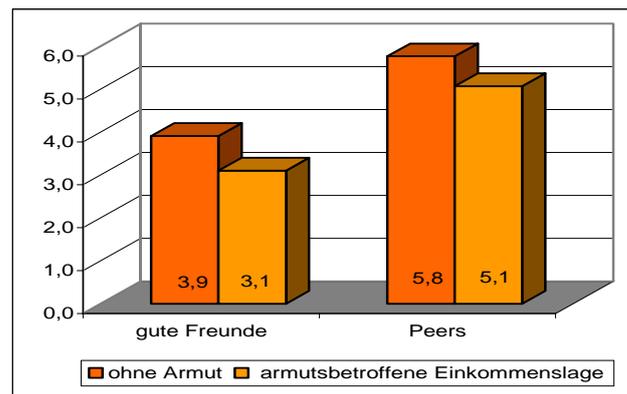
In einem soziokulturellem Raum der Überschreitung fast aller Grenzen wird es immer mehr zu einer individuellen oder lebensweltspezifischen Leistung, die für das eigene „gute Leben“ notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen. Als nicht mehr verlässlich erweisen sich die Grenzpfähle traditioneller Moralvorstellungen, der nationalen Souveränitäten, der Generationsunterschiede, der Markierungen zwischen Natur und Kultur oder zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Optionsüberschuss erschwert die Entscheidung für die richtige eigene Alternative. Beobachtet wird – nicht nur – bei Jugendlichen eine zunehmende Angst vor dem Festgelegtwerden („Fixeophobie“), weil damit ja auch der Verlust von Optionen verbunden ist. Gewalt- und Suchtphänomene können in diesem Zusammenhang auch als Versuche verstanden werden, entweder im diffusen Feld der Möglichkeiten unverrückbare Grenzmarkierungen zu setzen (das ist nicht selten die Funktion der Gewalt) oder experimentell Grenzen zu überschreiten (so wird mancher Drogenversuch verstanden). Letztlich kommt es darauf an, dass Subjekte lernen müssen, ihre eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen, auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung.

❖ *Soziale Ressourcen*

Gerade für Heranwachsende sind neben familiären Netzwerken ihre peer groups eine wichtige Ressource. Im Rahmen der Belastungs-Bewältigungsforschung stellen soziale Netzwerke vor allem einen Ressourcenfundus dar. Es geht um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Das Konzept der „einbettenden Kulturen“ (Kegan 1986) zeigt die Bedeutung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke für den Prozess einer gelingenden Identitätsarbeit vor allem bei Heranwachsenden. Dies kann im Sinne von Modellen selbstwirksamer Lebensprojekte erfolgen, über die Rückmeldung zu eigenen Identitätsstrategien, über die Filterwirkung kultureller und vor allem medialer Botschaften bis hin zur Bewältigung von Krisen und Belastungen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Netzwerke bedürfen der aktiven Pflege und ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht selbstverständlich auch vorhanden sind. Für sie muss etwas getan werden, sie bedürfen der aktiven Beziehungsarbeit und diese wiederum setzt soziale Kompetenzen voraus. Sind diese Kompetenzen im eigenen Sozialisationsmi-

lieu nicht aktiv gefördert worden, dann werden die „einbettenden Kulturen“ auch nur ungenügend jene unterstützende Qualität für eine souveräne Lebensgestaltung erzeugen können, die ihnen zukommen sollte.

Das gegenwärtig durchgeführte Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts zeigt, dass soziale Ressourcen in Form von guten Freunden und der Einbindung in Gruppen Gleichaltriger sozial ungleich verteilt sind und das führt dann auch gleich zum nächsten zentralen Punkt:



❖ *Materielle Ressourcen*

Die Armutsforschung zeigt, dass Kinder und Jugendliche überproportional hoch von Armut betroffen sind und Familien mit Kindern nicht selten mit dem „Armutsrisko“ zu leben haben. Susanne Mayer hat es in DIE ZEIT so zusammengefasst: „In Deutschland sind Kinder zu 27 Prozent von Armut betroffen, das ist der zweithöchste Wert in Europa. Nur in Irland ist das Armutsrisko der Kinder höher (28 Prozent), in Dänemark liegt es bei 11 Prozent. Widerfährt deutschen Kinder das Missgeschick, in einem Haushalt alleinerziehender Eltern zu landen, steigt ihre Chance, dass es äußerst ärmlich zugeht, auf 47 Prozent. Würden diese Kinder in Schweden bei Papa oder Mama leben, wären nur 19 Prozent von ihnen arm. Könnten Kinder sich ihr Geburtsland aussuchen, nun, Deutschland wäre vermutlich nicht die erste Wahl“.

Das Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts kommt zu den folgenden Ergebnissen:

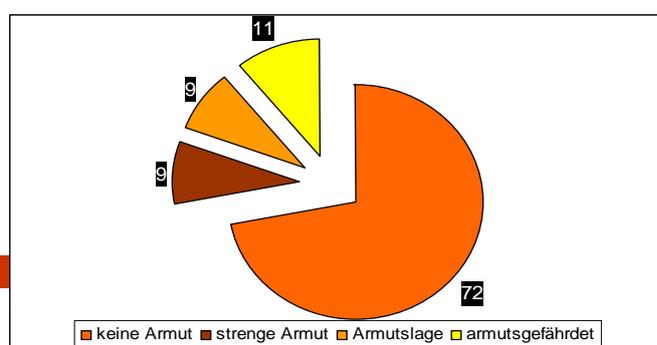
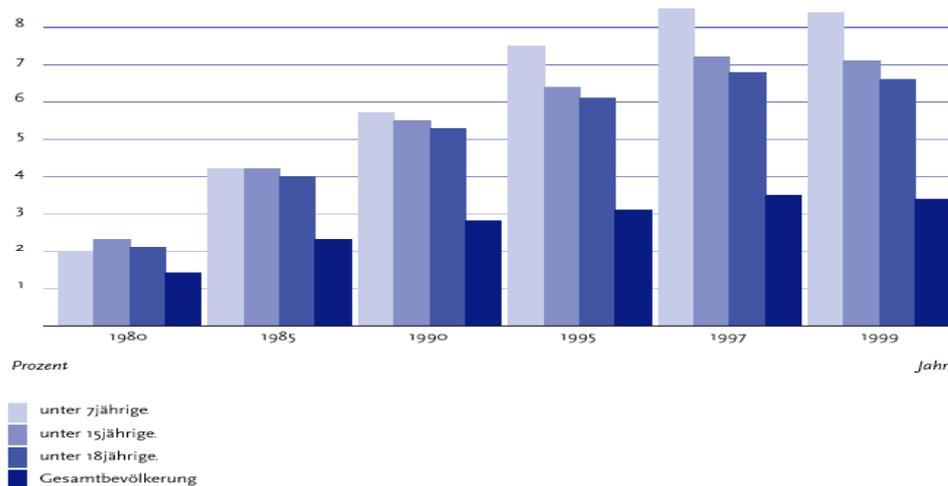


Tabelle: Sozialhilfeabhängigkeit von Kindern und Jugendlichen



Quelle: Robert-Koch-Institut (Hg.) (2001). Armut bei Kindern und Jugendlichen.

Da materielle Ressourcen auch eine Art Schlüssel im Zugang zu anderen Ressourcen bilden, entscheiden sie auch mit über Zugangschancen zu Bildung, Kultur und Gesundheit. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Von die Chance auf Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung ist für Heranwachsende kaum möglich, Autonomie und Lebenssouveränität zu gewinnen.

Tabelle: Gesundheitliche Situation von Kindern und Jugendlichen (12 – 16 Jahre) nach der sozialen Lebenslage (in Prozent; gerundet)

Gesundheitsindikatoren	Armutgruppe	Übrige	Odds-Ratio
Gesundheitszustand: Nicht sehr gut	12	7	1,8
Subjektives Wohlbefinden: Nicht sehr glücklich	20	11	2,1
Selbstbewusstsein: Selten / Nie	24	16	1,6
Hilflosigkeit: Häufig / Immer	9	4	2,3
Einsamkeit: Sehr / Ziemlich oft	16	9	1,9
Fühle mich allgem. schlecht: Öfters in der Woche	9	5	2,0

Quelle: HBSC-Survey 1998; Universität Bielefeld

Die gesellschaftlichen „disembedding“-Erfahrungen gefährden die unbefragt selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft. Die „Wir-Schicht“ der Identität – wie sie Norbert Elias nennt – , also die kollektive Identität wird als bedroht wahrgenommen. Es wächst das Risiko, nicht zu dem gesellschaftlichen Kern, in dem sich dieses „Wir“ konstituiert, zu gehören. Die Soziologie spricht von Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Nicht zuletzt an der Zunahme der Migration wird der Konflikt um die symbolische Trennlinie von Zugehörigkeit und Ausschluss konflikthaft verhandelt. Rassistische Deutungen und rassistisch begründete Gewalt sind Teil dieses „Zugehörigkeitskampfes“.

❖ *Anerkennungskulturen*

Eng verbunden mit der Zugehörigkeitsfrage ist auch die Anerkennungserfahrung. Ohne Kontexte der Anerkennung ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen. Auch hier erweisen sich die gesellschaftlichen Strukturveränderungen als zentrale Ursache dafür, dass ein „Kampf um Anerkennung“ entbrannt ist. In traditionellen Lebensformen ergab sich durch die individuelle Passung in spezifische vorgegebene Rollenmuster und normalbiographische Schnittmuster ein selbstverständlicher Anerkennungskontext. Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss – wie es Charles Taylor (1993, S. 27) herausarbeitet - auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: "So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortwährenden Dialog und Kampf mit signifikanten Anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung

eine zunehmend wichtigere Rolle spielt." Taylors zentrale These ist für ein Verständnis der Hintergründe von Gewalt und Sucht zentral: Er geht davon aus, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (werde), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (S. 13f.).

❖ *Interkulturelle Kompetenzen*

Die Anzahl der Kinder und Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben, steigt ständig. Sie erweisen sich als kreative Schöpfer von Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie zu dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden. In der schulischen Lebenswelt treffen Heranwachsende aufeinander, die unterschiedliche soziokulturelle Lern- und Erfahrungsvoraussetzungen mitbringen, die zugleich aber auch den Rahmen für den Erwerb interkultureller Kompetenzen bilden.

❖ *Zivilgesellschaftliche Kompetenzen*

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte durch ihr Engagement zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. „Bürgerchaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine

Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986). Wie aber sieht es genau mit diesen Bedingungen aus. Was wissen wir über die Chancengleichheit in der gezivilgesellschaftlichen Gestaltungskompetenz?

Partizipation und Integration im Spiegel des Freiwilligen-Surveys

Als Prüfstein für ein Gelingen sozialer Integration möchte ich eine polemische Bemerkung von Ulrich Beck nutzen, der in der SZ vom 23./24. Juni 2001 seine Sorge darüber geäußert hatte, dass die inflationäre Rede vom „bürgerschaftlichen Engagement“ „wie eine Petersiliengarnierung, die die politische Ratlosigkeit dekorativ verschönt,“ wirken könnte. „Zivilgesellschaft light“ ist die Gefahr, die er sieht, nämlich eine sich immer wiederholende „Mittelschichtveranstaltung“. Kann man auf der Basis des neuen Freiwilligen-Surveys dieser nicht unberechtigten Polemik den empirischen Boden entziehen? Dem „Häuptling fliegende Feder“, so haben SoziologiestudentInnen in München ihren Professor Beck genannt, läßt sich eine international gewichtige Fachautorität zur Seite stellen. Robert D. Putnam hat im Auftrag der Bertelsmann Stiftung eine Gruppe von Fachleuten aus vielen wichtigen Ländern dieser Erde zusammengetrommelt, die jeweils über die Entwicklung des sozialen Kapitals in ihrem Land berichten. In dem Buch „Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich“ werden die Ergebnisse präsentiert. Von einem generellen Rückgang bürgerschaftlichen Engagements kann in keinem der Länder die Rede sein, aber es zeigt sich eine besorgniserregende Scherenentwicklung: Ist bei ökonomisch, bildungsmäßig und im allgemeinen psychosozialen Lebensgefühl gut situierten Menschen eher eine Zunahme des Engagements zu verzeichnen, bricht es bei den Be-

völkerungsgruppen, die arm sind oder verarmen, die mit mehreren Jobs ihren Lebensunterhalt gerade so sichern können und die sich demoralisiert und von der gesellschaftlichen Entwicklung „abgehängt“ sehen, deutlich ein. Wie kann es gelingen, diese Entwicklung aufzuhalten, die ja Spaltungstendenzen in unserer Gesellschaft weiter verschärft? Liegt hier nicht ein Prüfstein für eine kritische Qualitätsbeurteilung aller Fördermaßnahmen sozialen Kapitals?

Ein erster Blick auf die Befunde des Freiwilligensurveys zeigt, dass Deutschland seinen schon 1999 belegten Mittelplatz im europäischen Vergleich stabilisieren und vielleicht sogar noch etwas ausbauen konnte. Die jetzt ins Seniorenalter kommenden 68er erweisen sich in einem höheren Maße als engagementbereit, als ihre Vorläufergeneration. Wahrscheinlich steckt auch in diesem altersspezifischen Zuwachs ein Wirkfaktor, der gar nichts mit dem Alter zu tun hat, sondern das vorhandene Bildungskapital spiegelt. Die Exklusions- und Inklusionserfahrungen hängen offensichtlich in hohem Maße von dem Zugang zu symbolischem Kapital ab. Bildung wird immer mehr zum Integrationsmotor. Wenn wir sehen, dass bei den Arbeitslosen sowohl die Engagementquote als auch das Engagementpotenzial deutlich gestiegen sind, dann dürfte auch hier der Bildungsaspekt bedeutsam sein. Die zur Gruppe der Erwerbslosen statistisch agglomerierte Population bedarf einer genaueren Analyse. Da wächst der Anteil der bildungsmäßig gut ausgestatteten Personen (meist mit Hochschulabschluss), die ihren Weg in den Arbeitsmarkt nicht sofort finden, aber durchaus gute Chancen haben, sich ihren Arbeitsplatz zu sichern.

Die Engagementquote erwerbsloser Menschen lag 2004 bei 27% (1999: 23%). Ihr Engagementpotenzial erhöhte sich seit 1999 von 37 % auf 48 % und ist damit außerordentlich hoch. Arbeitslose erheben mit ihrem Engagement einen deutlichen Anspruch auf gesellschaftliche Beteiligung und wollen damit ihre Interessen vertreten. Arbeitslose suchen durch freiwilliges Engagement soziale Einbindung und Möglichkeiten, ihre Fähigkeiten und Kenntnisse zu erhalten und zu erweitern. Freiwilliges Engagement ist damit in dieser Gruppe auch eine Möglichkeit, die persönliche Motivation und Beschäftigungsfähigkeit zu erhalten. Arbeitslose verbinden mit ihrem freiwilligen Engagement jedoch nicht nur persönliche Motive, sondern erheben einen ausgeprägten Anspruch auf gesellschaftliche und politische Mitgestaltung. Im Vergleich zu 1999 sind den Arbeitslosen der berufliche Nutzen des Engagements und die Erweiterung ihrer Kenntnisse und Erfahrungen erheblich wichtiger geworden. Sie wünschten sich jedoch auch in gestiegenem

Maße „Anerkennung“ sowie die Möglichkeit zur Übernahme eigenständiger Verantwortung. Die Erwartungshaltung von Arbeitslosen an ihre freiwillige Tätigkeit ist somit zwischen 1999 und 2004 deutlich anspruchsvoller geworden. In der Gruppe der Arbeitslosen ist seit 1999 die Bereitschaft zum freiwilligen Engagement um 11 Prozentpunkte angestiegen. Inzwischen ist der Prozentsatz der Arbeitslosen, die weder freiwillig engagiert noch dazu bereit sind, von 40 % auf 25 % gefallen. Eine solche Veränderung ist in keiner der anderen untersuchten Bevölkerungsgruppen zu erkennen. Von ihrem Verhalten und ihrer Einstellung her ist somit die Gruppe der Arbeitslosen zwischen 1999 und 2004 deutlich engagementorientierter geworden. Sicher ist es richtig, daran zu erinnern, dass bei der Gruppe der Arbeitslosen dieser Schub aus einer Situation der ökonomischen, sozialen und psychischen Benachteiligung heraus erfolgt. Dennoch hätte die Reaktion innerhalb dieser Gruppe auf ihre Benachteiligung auch resignierend ausfallen können. Stattdessen zeigt die zunehmende Beteiligung von Arbeitslosen an Gemeinschaftsaktivitäten und am freiwilligen Engagement sowie ihre zunehmende Engagementbereitschaft ihre soziale Eigeninitiative und Verantwortungsbereitschaft.

Zukünftig sollte die soziale Differenzierung innerhalb der Zivilgesellschaft stärker berücksichtigt werden. Zwar sind die meisten engagierten Bürgerinnen und Bürger Vertreter einer von Bildung und Einkommen her gut ausgestatteten Mittelschicht. Zunehmend gibt es jedoch auch freiwillig Engagierte aus materiell schlechter gestellten Gruppen (z.B. Arbeitslose, Migranten), wo Formen der (geringfügigen) materiellen Anerkennung eine besondere und legitime Form der Unterstützung darstellen.

Noch einmal kurz zusammengefasst, zeigt der Freiwilligensurvey folgendes: Hohes Bildungsniveau, hohes Einkommen und gute persönliche wirtschaftliche Lage, hohe Kirchenbindung, ein großer Freundes- und Bekanntenkreis, erhöhte Haushaltsgröße gehen in Einzelanalysen mit erhöhtem freiwilligem Engagement einher. Aber der neue Freiwilligensurvey geht über Einzelanalysen hinaus. Sehr anregend ist er vor allem deshalb, weil er komplexe Modelle konstruiert und durchgerechnet hat, die uns noch differenzierten Aufschluss geben über wichtige Bedingungskonstellationen für Engagementmotivation und –realisierung. Einige Punkte sind perspektivenreich und für die weitere Forschung und auch für die Praxis der Engagementförderung wichtig:

1. Zu strukturellen kommen mit noch größerem Gewicht soziokulturelle Merkmale hinzu.

Die Autoren haben in ihrer Modellkonstruktion die folgende Frage zu beantworten versucht: „Ist es mehr das „Ideelle“ (Werte, Bildung) oder das „Materielle“ (Einkommen, persönliche Wirtschaftslage) bzw. sind es „Strukturmerkmale“ (Haushalts- und Wohnortgröße, Einkommen) oder „Kulturmerkmale“ (Kirchenbindung, Werte, Integration),“ die Engagement begünstigen? Unter den strukturell-schichtbezogenen Variablen ist der Bildungsstatus einer Person 2004 am wichtigsten zur Vorhersage des freiwilligen Engagements geworden. Diese Variable ist allerdings nicht nur eine „harte“ sozialstrukturelle Größe, sondern hat auch eine kulturelle Bedeutung. Die Autoren geben eine ganz einfache und klare Antwort: „Das „Ideelle“ (die Bildung) dominiert jetzt deutlich das „Materielle“ (Einkommen)“. „Das ausgewiesene Erklärungsmodell enthält sowohl strukturelle, großenteils schichtbezogene Faktoren sowie kulturell-sozialintegrative Faktoren. Zu letzteren zählen Wertorientierungen, aber auch die Bindung der Befragten an Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften, die Größe des Freundes- und Bekanntenkreises sowie das politische Interesse. Im engeren Sinn strukturelle Variablen sind das Haushaltseinkommen, die Haushaltsgröße, Bildungsstatus, Lebensalter, Region, Staatsangehörigkeit und Erwerbstätigkeit“.

2. Die große Bedeutung von Netzwerken als Integrationsfaktor.

Schon im ersten Freiwilligensurvey wurde auf die enge Beziehung zwischen sozialer Integration und Engagement verwiesen. Sicherlich geht es hier um eine Wechselwirkung, denn es dürfte klar sein, dass Aktivität und freiwilliges Engagement ihrerseits zur sozialen Integration beitragen. Freiwillig Engagierte haben erheblich häufiger einen großen Freundes- und Bekanntenkreis als Nicht-Engagierte und vor allem Nicht-Aktive. Hier zeichnet sich ein ganz klarer Zusammenhang mit einer zirkulären Dynamik in der „Akkumulation sozialen Kapitals“ auf: Ein gutes soziales „embedding“ in soziale Netzwerke ist Bedingung für bürgerschaftliches Engagement und zugleich fördert das Engagement das Ressourcenpotential der Netzwerkbezüge. Hier stoßen wir wieder einmal auf das klassische Mathäusprinzip: „Wer hat dem wird gegeben!“

Hier möchte ich mit einem Punkt anschließen, der aus meiner Sicht die besondere psychologische Bedeutung des Freiwilligenengagements ausmacht:

3. Inklusion – Exklusion

„Freiwilliges Engagement kann mit wachsender Berechtigung selbst als Indikator für gelingende soziale Integration gelten“, heißt es im Freiwilligensurvey. „Ausgrenzung“ und „Teilhabe“ sind in der Debatte um soziale Ungleichheit zu Schlüsselbegriffen geworden. Dabei geht es um veränderte Formen sozialer Ungleichheit und um eine Zunahme von Risikogruppen. Soziale Ausgrenzung, das heißt Deklassierung und Isolation. Hat sich die Ungleichheitsforschung bisher wesentlich der Verteilung von materiellen Ressourcen gewidmet, so verweist der Ausgrenzungsdiskurs auf mehr als die Sicherung des Lebensstandards. Er bezieht sich umfassender auf eingeschränkte Teilhabechancen mit Blick auf soziale Rechte und etablierte Gerechtigkeitsnormen. Die Folgen von Arbeitslosigkeit und Armut für den gesellschaftlichen Zusammenhalt werden in den Mittelpunkt gerückt. Theoretische Debatten um soziale Ungleichheit kreisen somit nicht mehr nur um Verteilungsfragen, sondern widmen sich Aspekten der Zugehörigkeit und Integration (vgl. Böhnke 2005).

Weitere Auswertungen haben ergeben, dass nicht alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen vom Risiko sozialer Ausgrenzung betroffen sind. Langzeitarbeitslosigkeit und Armut, insbesondere wenn sie von Dauer ist, gehen mit einer deutlichen Verschlechterung von Teilhabemöglichkeiten einher. Reichtum, Wohlstand und eine gesicherte berufliche Stellung führen zu einer überdurchschnittlichen Zufriedenheit mit der gesellschaftlichen Integration. Neben einem fehlenden Berufsabschluss und niedrigem Bildungsniveau sind auch unsichere Beschäftigung, Krankheit und hohes Alter Faktoren, die Erfahrungen von Marginalisierung mit sich bringen und verstärken. Die Einschätzung, außen vor zu sein, beruht auf Lebenssituationen, die neben starker materieller Benachteiligung Identitätsverlust und mangelnde Wertschätzung mit sich bringen. Nicht zu vergessen sind hier auch die Angehörigen derjenigen gesellschaftlichen Gruppen, die man früher „Reservearmee“ genannt hat: Zunehmend wieder die Frauen und noch mehr die MigrantInnen. „Reserve hat Ruh“ könnte man sagen und das bedeutet Ausschluss aus dem „Kern“ unserer Gesellschaft.

In der schönen neuen Welt des flexibel und global agierenden Netzwerkkapitalismus ordnet sich die Welt nach ganz eigenen Kategorien der Zugehörigkeit und der Anerkennung des BürgerInnenstatus. Zygmunt Bauman (1992)

hat es sehr eindrücklich beschrieben: "Die postmoderne Welt des fröhlichen Durcheinander wird an den Grenzen sorgfältig von Söldnertruppen bewacht, die nicht weniger grausam sind als die, die von den Verwaltern der jetzt aufgegebenen Globalordnung angeheuert waren. Lächelnde Banken strahlen nur ihre jetzigen und zukünftigen Kunden an (...) Höfliche Toleranz gilt nur für diejenigen, die hereingelassen werden" (S. 317). In seinem allerneuesten Buch mit dem viel sagenden Titel „Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne“ (2005) zeigt Bauman, dass die modernen kapitalistischen Gesellschaften ständig menschlichen Abfall produziert, Menschen die niemand braucht und die übersehen werden, obwohl die Gruppen immer größer werden: Ortlose Migranten, Flüchtlinge und für „überflüssig“ gehaltene Menschen. Sie leben unter uns, aber gehören nicht dazu. Dazu eine abschließende These: Es geht darum, Ungleichheit mehrdimensional zu begreifen und nicht allein auf Armut zu reduzieren. Es geht um die zivilgesellschaftliche Vorstellung von sozialer Zugehörigkeit, Anerkennung und sozialen Rechten. Der Ungleichheitsdiskurs fokussiert deshalb auf Dimensionen wie „Ausgrenzung“ und „Teilhabe“ („Exklusion“ und „Inklusion“). Wir sind mit der Tatsache konfrontiert, dass sich ein wachsender Teil der Bevölkerung als ausgeschlossen erlebt, „verworfenes Leben“ nennt das Zygmunt Bauman.

4. Die Relevanz des gesellschaftlichen Klimas für das bürgerschaftliche Engagement

Wenn ich meinen Blick auf die empirischen Verhältnisse des bürgerschaftlichen Engagements zu einem Resümee verdichten soll, dann könnte man sagen, dass sich die Freiwilligenkultur in Deutschland durchaus positiv entwickelt. Aus einer ehrwürdigen Ehrenamtstradition hat sich eine moderne Auffassung von bürgerschaftlichem Engagement entwickelt und es gibt vielfältige Anregungs- und Förderungsansätze, die die Entwicklung in diese Richtung weiter vorantreiben werden. Hier zeigt sich ein durchaus beeindruckendes zivilgesellschaftliches Potential der deutschen Bevölkerung. Im internationalen Vergleich holt Deutschland eindeutig auf. Und was für das Freiwilligenengagement gilt, spiegelt sich auch in den Daten zum politischen Engagement in Europa (vgl. Neller & van Deth 2006). Auch hier liegen die skandinavischen Länder und die Niederlande klar an der Spitze, Deutschland liegt im Mittelfeld und Südeuropa rangiert am Ende der Skala.

Trotzdem bleiben Probleme, die sich eher verstärken. Engagement lebt von der Hoffnung etwas bewegen und Einfluss nehmen zu können. Dieser kollektive Handlungsoptimismus scheint sich in Deutschland zu verbrauchen. Die seit 2002 jährlich durchgeführte Studie „Deutsche Zustände“ von Wilhelm Heitmeyer (2005) vom Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zeigt, dass in der deutschen Bevölkerung das Gefühl, dass es keine sicherheitsverbürgende Ordnung mehr gibt und man nicht wirklich weiß, was eigentlich los ist, zunimmt. Von 2002 bis 2005 sind die Werte von 53 auf 64% gestiegen. Und noch höher liegt das Niveau für das Gefühl, politisch keinen Einfluss nehmen zu können. Es hat sich von 57 auf 66% erhöht. Das Ausmaß von Gefühlen der Orientierungslosigkeit und Handlungsunsicherheit hat also in den vergangenen drei Jahren stark zugenommen. Dabei ist es nicht länger nur die Angst vor Arbeitslosigkeit, die anomische Einstellungen auslösen, sondern zunehmend auch die Angst vor einem sozialen Abstieg. Zugleich nimmt mit der subjektiven Wahrnehmung von Handlungsunsicherheit und Orientierungslosigkeit vor allem die Feindseligkeit gegenüber Gruppen „von Außen“, den Fremden, zu und bereitet damit den Nährboden für (rechts-)populistisches Potential. Das Festhalten an alten Orientierungs- und Handlungsmustern bietet vor dem Hintergrund der Ungerichtetheit gesellschaftlicher Prozesse, der weitgehenden Unbeeinflussbarkeit ökonomischer Entwicklungen und den Kontrollverlusten in der Politik allerdings keinen Ausweg. Daher sind gesellschaftliche Entscheidungsträger mehr als zuvor gefordert, Wege aufzuzeigen, die eine Lösung von alten Sicherheiten ermöglichen und gleichzeitig eine Bereitstellung von Orientierungshilfen und Verlässlichkeiten im Umgang mit gesellschaftlichen Krisen gewährleisten, ohne das dies auf Kosten schwacher Gruppen geht.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Der neue Freiwilligensurvey spiegelt in eindrucksvoller Weise aktuelle Gesellschaftsdiagnosen. Er zeigt eine nachhaltige Integration kulturell und strukturell gut ausgestattete Personen, deren Ressourcenkapital vor allem als Bildungskapital begriffen werden kann. Ulrich Beck hat mit seiner polemischen Formulierung von der „Mittelschichtveranstaltung“ einen wichtigen Punkt benannt, die durch die Daten des Freiwilligensurveys durchaus bestätigt wird. Das allgemeine soziokulturelle Klima verschärft eher diese Entwicklung und bedroht letztlich auch das Potential, das auf der positiven Seite der empirischen Bilanz steht. Unter einer zivilgesellschaftlichen Perspektive besteht kein Grund zur Selbstzufriedenheit. Für die Engagementförderung bedeutet

das, dass vor allem solche Projekte hohe Priorität erhalten sollten, über die vor allem im Sinne des Empowermentprinzips Personen und Gruppen erreicht werden können, die wenige materielle und soziale Ressourcen haben.

LITERATUR

- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values*. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (2000). *Liquid modernity*. Oxford: Polity Press.
- Bauman, Z. (2005). *Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*. Hamburger Edition.
- Berger, P.L. (1994). *Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit*. Frankfurt: Campus.
- Böhnke, P. (2005). *Am Rande der Gesellschaft. Risiken sozialer Ausgrenzung*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bundesjugendkuratorium (2001). *Streitschrift „Zukunftsfähigkeit sichern! – Für ein neues Verhältnis von Bildung und Jugendhilfe*. Bonn.
- Bundesregierung (2005). *Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*. Berlin.
- Castells, M. (1991). *Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen*. In: M.Wentz (Hrsg.): *Die Zukunft des Städtischen*. Frankfurt: Campus, S. 137 - 147.
- Castells, M. (1996). *The rise of the network society*. Vol. I von *The information age: Economy, society and culture*. Oxford: Blackwell (deutsch: (2001). *Die Netzwerkgesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich
- Gensicke, T., Picot, S. & Geiss, S. (2006). *Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heinze, R. & Keupp, H. (1997). *Gesellschaftliche Bedeutung von Tätigkeiten außerhalb der Erwerbsarbeit. Gutachten für die "Kommission für Zukunftsfragen" der Freistaaten Bayern und Sachsen*. Bochum/München.
- Heitmeyer, W. (2005). *Die verstörte Gesellschaft*. In: *DIE ZEIT* vom 15. Dezember 2005, S. 24.
- Honneth, A. (1994). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Infratest Burke (1999). *Freiwilligenarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches Engagement. Repräsentative Erhebung 1999*. München.
- Keupp, H. (2000). *Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement Heranwachsender*. München: SOS-Kinderdorf.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W. et al. (2002). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 2. erweiterte Auflage. Reinbek: Rowohlt 1999.
- Keupp, Heiner: *Ermutung zum aufrechten Gang*. Tübingen: dgvt-Verlag 1997.
- Klages, H. (2002). *Der blockierte Mensch. Zukunftsaufgaben gesellschaftlicher und organisatorischer Gestaltung*. Frankfurt: Campus.
- Negt, O. (1998). *Lernen in einer Welt gesellschaftlicher Umbrüche*. In H.Dieckmann & B.Schachtsiek (Hg.), *Lernkonzepte im Wandel*. Stuttgart: Klett, S. 21 - 44.
- Neller, K. & Deth, J.W.van (2006). *Politisches Engagement in Europa*. In: *Aus Politik und Zeitgeschehen* 30-31.
- Sen, A. (2000). *Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. München: Hanser.
- Taylor, C. (1993). *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt: S.Fischer.
- Taylor, C. (2002). *Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1994). *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt: Suhrkamp.

Taylor, Charles (1995). Das Unbehagen an der Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
Trojan, A.& Stumm, B. (Hg.) (1992). Gesundheit fördern statt zu kontrollieren.
Frankfurt: Fischer.